

Die Heimathsnachbarn unseres Narren in der Großstadt brachen beim Vernehmen dieser Kunde nach alter Weise in die uns schon bekannten Redensarten aus: „Ach, der Narr! Ja, das sieht dem Narren ähnlich!“ Bei vielen der Anwesenden fanden diese Worte Beifall und Nachahmung. Hundertfach war der Wiederhall.

Rosengold und Biedermann hatten kaum die hochherzige That Kriegers vernommen, so stürmten sie förmlich auf die Wohnung ihres Freundes los und küßten dem auf dem Sopha sitzenden Narren aus Hochachtung die Hand.

„Was soll Ihr sonderbares Benehmen bedeuten?“ fragte lächelnd der Narr.

Die auf den Wangen der Eingetretenen herabrollenden Thränen gaben dem Fragesteller die deutlichste Antwort.

Nachdem ein Zusammentreffen im Conversationshause für den Nachmittag verabredet worden war, verließen die Freunde den Freund.

Sechstes Kapitel.

Zur festgesetzten Stunde fehlte keiner von den Dreien. Um in ihrer Unterhaltung weder gestört, noch belauscht zu werden, ließen sich die Herren in einer am äußersten Ende des Saales befindlichen Nische an einem runden Tische nieder.

„Ihnen, Herr Doktor, bin ich zu näherem Aufschluß über meine kleine Person verpflichtet,“ begann der Pfarrer und fuhr sogleich zu erzählen fort: „Schon als Sechsjähriger wurde ich verwaist. Meine Eltern segneten

kurz nacheinander das Zeitliche. Meinem seligen Vater, einem pflichttreuen, gewissenhaften Subalternbeamten zu Liebe bewilligte die hohe Regierung meines engeren Vaterlandes die zu meiner Erziehung erforderlichen Mittel, und da man eine gute Beanlagung mir nicht abzusprechen vermochte, wurde ich angehalten, Theologie zu studieren. Dieses Ziel, wie Sie wissen, habe ich erreicht. Seit sechsunddreißig Jahren verwalte ich zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und Pfarrkinder das mir anvertraute Amt.“

„Wahr!“ unterbrach Rosengold den erzählenden Freund. „Sie sind, wie alle Ihre Bekannten anerkennen, nicht nur ein frommer, treuer und ehrwürdiger Seelenhirte Ihrer Gemeinde, sondern auch ein unparteiischer, gerechter, Toleranz übender Mann Andersgläubigen gegenüber. Seit vielen Jahren sind wir Bekannte und — wenn Sie gestatten — Freunde: der christliche Theologe und der jüdische Kaufmann. Das ist viel in unserer inhumanen Zeit.“ „Zu viel des Lobes, Herr Rosengold. Ich that und thue nichts, als meine Pflicht und Schuldigkeit. Wer vermöchte denn auch vollkommen den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen, zumal in einer schweren Verantwortung auferlegenden Stellung, gleich der meinigen? Herr Rosengold, ich bin ihr Freund und das mit Freuden. Der Wahrheit die Ehre gebend, muß ich gestehen, daß ich in Ihnen einen wahrhaft ehrlichen Mann erkannt habe. Seit einer Reihe von Jahren beziehe ich den größten Theil meiner Bedürfnisse aus dem Geschäfte Rosengolds, und ich muß bekennen, stets auf die reellste, ja auf coulante Weise dort bedient worden zu sein. In meinem Pfarrdorfe sind einige zwanzig israelitische Fa-

milien ansässig, welche eine Gemeinde bilden. An der Spitze derselben steht ein junger Lehrer, welcher durch sein lobenswerthes Streben nach Vermehrung seiner Kenntnisse und durch sein sittliches Betragen mir ungemein lieb geworden ist. Er ist ein etwas sonderbarer, aber edler Mensch. Trotz seiner Vorzüge und vielleicht gerade deshalb sind doch einige schäbige Subjecte seiner Gemeinde, welche ihn unablässig verfolgen, denen er nichts recht zu machen vermag. In gehässiger, erlogener und schmutziger Weise hat man ihn schon bei mir zu verleumden und zu verdächtigen gesucht; ich wies aber den Anschwärzern die Thüre und zwar für immer. Ich würde dieses Vorfalls gewiß nicht gedacht haben, wenn ich in der Gesellschaft des jungen Mannes nicht täglich einige Stunden verbrächte.“ Das Zünglein des redseligen Pfarrers war im Fluß.

„Mit Bewunderung habe ich Sie, Herr Doktor, heute an der Table d'hôte vermißt. Wenn die Frage erlaubt ist: Wo speisen Sie Mittags?“

Ein vor wenigen Stunden von der Hand Doras in den Besitz Kriegers gelangter Brief hatte unseren Narren in rosige Laune und gute Stimmung versetzt, und dieser gemäß war die Antwort:

„Ein Narr paßt nicht in eine Gesellschaft von Weisen, und ein angehender Asket nicht in den Kreis von Feinschmeckern. Ich bin ein geschworener Feind aller culinarischen Genüsse und was Ihnen alles sagen wird: Ich bin Vegetarianer. Ein unschuldiges, nützliches Thier zu tödten, um sich von dessen Fleisch zu mästen, halte ich nämlich für ein Verbrechen. Tat twam asi!

(Dies bist Du!) Dieses größte Wort der großen Inder, der Anhänger des bewunderungswürdigen Buddha ist auch mein Lösungswort. Derselbe Geist, welcher uns Menschen beseelt, wohnt auch in jedem Thiere, und alle lebenden Wesen der Erde sind unsere Brüder. Ein Thier nun gar quälen ist eine gegen seinen unmündigen Bruder begangene Grausamkeit. Meine Liebe zu unsern unvernünftigen Mitgeschöpfen erstreckt sich sogar so weit, daß, wenn es unser Klima gestattete, ich um keinen Preis eine Fußbekleidung aus Thierfellen anlegen würde. Keins meiner Bücher darf je in Leder gebunden werden. Nicht nur die pessimistischen Inder, das edelste Volk der Welt, ein Drittel aller vernunftbegabten Erdbewohner war von jeher und ist heute noch von dieser Anschauungsweise tief durchdrungen, sondern sogar die optimistisch denkenden und fühlenden Griechen der klassischen Vorzeit, wie: Pythagoras, Plotinus, Porphyrius und vor allem der geistreiche Empedokles huldigten dieser Gefühlsweise ebenfalls und zwar in hohem Grade. Letzterer sagt geradezu:

„Aber noch troff kein Altar vom Blut gemordeter Kinder, Sondern es galt als scheußliches Mahl und größtes Verbrechen, Thiere zu tödten und dann zu verzehren die edelen Glieder.“

„Für unsere Zeit,“ entgegnete Rosengold, da Krieger schwieg, „wäre eine solche Lebensweise eine höchst närrische, ungereimte und kaum durchführbare. Ich lobe mir eine jede wohlzubereitete, schmackhafte Fleischspeise und ziehe eine solche jedem anderen Gerichte vor. Die wenigen Tage meines Erdenwallens will ich mir nach Möglichkeit wohl sein lassen. Ich will essen, will trinken und mich belustigen.“

„Sie leben und wünschen zu leben wie ein echter Bonbivant und führten soeben eine wahrhaft epikureische Redeweise: Edite, hibite, ludite! post mortem nulla voluptas.“

„Die zweite Hälfte des Satzes,“ bemerkte der Pfarrer, „unterschreibe ich nicht. Ich hoffe vielmehr fest auf ein Fortleben nach dem Tode und sehe mit Zuversicht der göttlichen Gerichtsstunde im Jenseits entgegen.“

„Auch ich,“ fügte Rosengold hinzu.

„Hier Freude, dort Freude, hier Genuß, dort Genuß. O, Ihr eingefleischten Glückseligkeitsjäger, Ihr unverbesserlichen Gudämonisten,“ spottete Krieger.

Unser Narr zog Doras Brief aus der Tasche hervor und machte seine Freunde mit dem Inhalt desselben bekannt. Er lautete:

„Heißgeliebter Vater! Nur acht Tage sind wir getrennt, und dennoch kommt mir diese kurze Spanne Zeit wie eine kleine Ewigkeit vor. Ich habe mich zwar in das Unvermeidliche gefügt und ertrage die Einsamkeit und Todtenstille in unserer kleinen Behausung mit Geduld; jedoch will ich Dir nicht verhehlen, daß allem Anschein nach, die wenigen Wochen bis zu Deiner Rückkehr mir eine Unendlichkeit dauern werden. Die zu meinem Unterhalt dienenden Vorräthe hatte ich vor Deiner Abreise schon herbeigeschafft, so daß ich bis heute nicht Ursache hatte den Markt zu besuchen. Sorgsam pflege ich Deine Rosen, und jede freie Stunde verbringe ich in der würzigen Luft unserer lauschigen und kühlen Jasminlaube. Ich bin allein und eigentlich doch nicht allein. Von den mir Deinerseits zur Lectüre empfohlenen Büchern habe

ich zunächst Puschkin's „Onegin“ gelesen und kann mich nicht entbrechen einige mir zusagende Stellen, um Dir abermals meine Geschmacksrichtung anzudeuten, diesem Briefe einzuverleiben:

„Der muß die Menschen tief verachten,
Der viel gelebt und viel gedacht;
Und das Phantom vergangener Tage
Quält den, der Schweres durchgemacht.““

„Wenn ich auch dem Sinne dieser Stelle nicht beizupflichten vermag, so bin ich doch gespannt den Inhalt dieses Romans in Versen kennen zu lernen,“ sprach Rosengold, entnahm der Brusttasche das Notizbuch und schrieb den Titel des Buches hinein.

Krieger las weiter: „Nicht wahr, lieber Vater, in diesen schlichten Versen ist eine unumstößliche Wahrheit enthalten. Wenige Seiten weiter sagt der Dichter so einfach, wie schön:

„Indeß im Schaumwein dieses Lebens,
Ihr Freunde, Euch berauscht mit Wahn,
Begreif' ich seine Richtigkeiten
Und bin ihm wenig zugethan.““

„Diese Gedanken,“ äußerte der Pfarrer, „wollen mir nicht zusagen, denn den trassen Pessimismus finde ich schädlich und daher verwerflich. „Weltleid“ ist der größten Menge, Gott sei Dank, ein unverständliches Wort, ein Buch mit sieben Siegeln.“ — Ohne im Geringsten auf diesen Einwurf zu achten, fuhr Krieger im Lesen des Briefes fort.

„Das sind Gedanken, Herzenspapa, eines Schopenhauer, eines Leopardi, eines Byron würdig. Die Dichter der Slaven

sind meistens sentimentale Naturen, welche ihre wohl- und harmonisch-klingende Harfe sehr häufig in schmerzvollen Mollaccorden ertönen lassen. In unübertrefflich schöner Weise hast Du in Deinem großen Werke den Poeten mit einem Träumenden verglichen, diesem ähnlich singt der russische Dichter:

„Er bohrte sich in seine Träume,
Daß fast er den Verstand verlor,
Und fast ein wahrer Dichter wurde,
Er konnte aber nichts davor.“

Rosengold unterbrach abermals den Leser und sprach: „Dem Himmel sei Dank, daß er mich vor so düsteren Gedanken bewahrt.“

„Auch Weltschmerzler, auch Weltverächter, auch Pessimisten muß es geben. Die Gegensätze beherrschen die Welt, aber nur die goldene Mittelstraße führt zum Heil. Das sonst durchgängig optimistische „Alte Testament,“ fuhr der Pfarrer fort, „ist sogar stellenweise innig vom Weltleid durchdrungen. Besonders bei Hiob, dem philosophischen Dichter sind Belege in Menge zu finden. Statt vieler nur diesen: „homo, natus de muliere, brevi vivit tempore, repletus multis miseriis, qui, tanquam flos, egreditur et conteritur, et fugit velut umbra.“

„Das heißt?“ fragte Rosengold, und der Geistliche übersehte:

„Der Mensch, geboren vom Weibe, kurz an Tagen und satt an Verdruß, wie eine Blume erblüht er und wird abgeschnitten und flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“ Auf dem Tische, an welchem die Herren sich niedergelassen, lag ein belletristisches Blatt, in welchem Biedermann, nachdem die Unterhaltung stockte, zu blättern begann.

„Das ist „Mache“ unserer vielgepriesenen Gegenwart,“ versetzte der Doktor. „Die Romanlitteratur unserer Tage übt größtentheils auf die unerfahrene Jugend sowohl, als auch auf die blindlings folgende Masse eine schadenbringende Wirkung aus. Tritt nun aber ein wirklicher Schriftsteller, ein talentvoller Dichter, oder gar ein Liebling der Götter auf, um der Menschheit seine so seltenen wie hohen Geistesgaben darzubieten, so ist die um ihr tägliches Brod besorgte, liebe Mittelmäßigkeit sogleich bei der Hand das auftauchende Genie wie ein edles Wild zu verfolgen und zu hezen — oft bis auf den Tod. Ist es nicht die größte Qual, nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören, aus dem man sich mit Noth gerettet hat. Gute Bücher, das steht fest, sind zwar die Geburtshelfer unserer Geisteskinder, aber die im eigenen Weinberge gewachsenen, selbst gekelterten Trauben liefern doch den besten und unverfälschten Wein. Schlechte Bücher hingegen sind die Todengräber eigener guter Gedanken. Mag man nun auch das Genie noch so sehr verfolgen, mag man sein weiterleuchtendes Licht noch so sehr zu verdunkeln und zu unterdrücken, ja auszulöschen suchen; die einst richtende Nachwelt, die allgütige Natur legt Protest gegen diese Gewaltthat und Ungerechtigkeit ein, und:

„Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“

Niemand, meine Herren, hat die geisttödtenden und sittenverderbenden Romanschriftsteller treffender gezeichnet und mit der beizenden Lauge seines Spottes übergossen als

der große Sterne in seinem unerreichbaren, unsterblichen „Tristram Shandy.“

„Mir ist Verfasser und Buch leider unbekannt,“ äußerte mit Betrübniß der Kaufmann. „Wer ist dieser Sterne, und was ist der Inhalt seines so sehr gepriesenen Buches?“

„Davon ein andermal, Herr Rosengold,“ antwortete unser Narr. Als die Herren sich jetzt von ihren Sitzen erhoben, versuchte Biedermann und Rosengold den Narren zum Besuche des heute Abend im Conversationshause stattfindenden Balles zu bewegen. Allein der Narr schüttelte lächelnd das schöne Haupt, drückte beiden warm die Hand und entfernte sich ohne ein Wort der Erwiderung. Auch unsere zurückgebliebenen Freunde verließen bald darauf den Saal, um noch vor Beginn des aufregenden Nachtvergnügens einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

„Ich kenne Krieger nur wenige Tage,“ sprach Biedermann vor der Trennung zu Rosengold. „So kurz diese Zeit nun auch ist, so hat sie in mir doch schon die Ein- und Ansicht gezeitigt, daß Krieger die Welt mehr zum Narren hat, als die Welt ihn. In dem schlichten Manne wohnt ein edles Herz, eine schöne Seele, ein großer Geist. Jedenfalls können wir beide und zwar in jeder Beziehung recht viel von ihm lernen. Seien wir hinfort seine Schüler, denn zum Lernen und zu edlem Thun ist man nie zu alt.“